

Partizipation als Grundprinzip

Dynamiken des Alter(n)s von Menschen mit Kleinwuchs

Alicia Prinz

- 2.1 Einleitung – 12
- 2.2 Dynamiken des Alter(n)s von Menschen mit Kleinwuchs – 12
- 2.3 Partizipation von Expertinnen und Experten in eigener Sache in Forschungsprojekten: Methodologie – 13
- 2.4 Partizipative Prozesse: ein Erfahrungsbericht – 14
- 2.5 Anonymisierung und Datenschutz: Forschungsethik – 16
- 2.6 Wissenschaftliche Ergebnisse in die Praxis zurücktragen – 16
- 2.7 Fazit: „Nichts über uns ohne uns“ – 17
- Literatur – 17

2.1 Einleitung

Seit 2013 arbeite ich am Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW) in Berlin. Das Institut macht sich die nachhaltige Verankerung der Perspektiven von Menschen mit Behinderungen und chronischer Krankheit in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft zum Ziel. Während meiner Tätigkeit arbeitete ich in einem Projekt zum Thema „Alt werden von Menschen mit Kleinwuchs – Anforderungen an Präventionsmaßnahmen“ mit. Zeitgleich entwickelte ich erste Forschungs-ideen zu meiner Master-Arbeit, die sich mit Bezug zu Theorien der Alternsforschung mit dem Thema „Behinderung“ beschäftigen sollte. Ein qualitativer Forschungsansatz war mir bei der Konzeption wichtig, da ich Lebenswelten „von innen heraus“ beschreiben, also die Sicht der Menschen verstehen und darstellen wollte (Flick et al. 2009, S. 14).

Von der direkten partizipativen Zusammenarbeit des Instituts mit Mitgliedern des Bundeselbsthilfeverbands Kleinwüchsiger Menschen e. V. (VKM) im Projekt war ich begeistert. Als sich mir die Chance bot, mein Master-Projekt an dieses Praxisprojekt anzuschließen und auch dort von der direkten Kooperation von Expertinnen und Experten in eigener Sache¹ als „Vertreter/innen lebensweltlicher Gemeinschaften und marginalisierter Gruppen“ (von Unger 2014, S. 35) zu profitieren, nahm ich diese gerne an.

Für mein Forschungsprojekt wurde Partizipation nicht nur inhaltlich ein leitendes Thema, sondern auch hinsichtlich der methodologischen Vorgehensweise relevant. Das bedeutet, die Verwendung einer partizipativen Methodologie. In der partizipativen Forschung geht es um die partnerschaftliche Erforschung der sozialen Wirklichkeit, die Forschenden versuchen sich vom Gedanken zu lösen, Forschung wäre ein allein „akademisches Unterfangen“ (von Unger 2014, S. 1–2). Auf dieser „grundlegende[n] erkenntnistheoretische[n] Position“ (Bergold und Thomas 2010, S. 333) aufbauend soll im Gegensatz zur nomothetischen Forschung „interessen-geleitet und wertgebunden“ (Bergold und Thomas 2010, S. 336) Wissen generiert und Prozesse beeinflusst werden. Das bedeutet als allererstes einmal, dass partizipative Forschung anfangs eine Reflexion meines eigenen Forschungsverständnisses beinhaltete. So war es schon zu Beginn wichtig, sich mit der eigenen Rolle im Forschungsprozess auseinanderzusetzen, das heißt, dass eigene Handeln im Bezug auf Organisation und Kommunikation zu überdenken und sich selbst zu erinnern, Partizipation kontinuierlich mitzudenken. Anhand der Darstellung eines Forschungsablaufes möchte ich Partizipation als Prinzip erklären und meine Erfahrungen mit dieser Methodologie sowie Chancen und Herausforderungen verdeutlichen.

2.2 Dynamiken des Alter(n)s von Menschen mit Kleinwuchs

In meiner Master-Arbeit mit dem Titel „Dynamik des Alter(n)s – Eine qualitative Untersuchung der Lebenswelten von Menschen mit Kleinwuchs“ habe ich mich mit den subjektiv erlebten Wirklichkeiten von Menschen mit Kleinwuchs im Kontext von Alter(n) und Behinderung beschäftigt. Aufbauend auf dem Konstrukt der Lebenswelt (Kraus 2011) und dem theoretischen Hintergrund der Alternsforschung (Saake 2006; Tesch-Römer und Wurm 2009; Karl 1999; Amrhein und Backes 2008) habe ich mich mit Altersbildern, Konzepten über Alter(n), Körper sowie Behinderung und Krankheit dem Thema theoretisch genähert.

1 Partizipative Forschung vermeidet in neueren Studien den Begriff „Betroffene“ – außer es soll explizit und implizit auf den Umstand des Betroffenseins hingewiesen werden. Um die Gleichberechtigung innerhalb partizipativer Studien auch sprachlich zu verankern, wird zunehmend von „Experten und Expertinnen in eigener Sache“ gesprochen.

Exkurs

Die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK)

Die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ist am 26. März 2009 in Deutschland in Kraft getreten und seitdem geltendes Recht im Range eines Bundesgesetzes. Das „Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ thematisiert die Belange von Menschen mit Behinderungen aus einer menschenrechtlichen Perspektive. Es handelt sich dabei nicht

um Sonderrechte, vielmehr um eine Konkretisierung und Spezifizierung der „universellen Menschenrechte aus der Perspektive der Menschen mit Behinderungen vor dem Hintergrund ihrer Lebenslagen, die im Menschenrechtsschutz Beachtung finden müssen“ (Behindertenbeauftragte 2014). Der Leitgedanke der UN-BRK ist eine gleichberechtigte Teilhabe im Sinne der Inklusion: „Men-

schen mit Behinderung gehören von Anfang an mitten in die Gesellschaft“ (Behindertenbeauftragte 2014). Konkret werden Anforderungen an die Beschaffenheit von Lebensbereichen, wie „Barrierefreiheit, persönliche Mobilität, Gesundheit, Bildung, Beschäftigung, Rehabilitation, Teilhabe am politischen Leben, Gleichberechtigung und Nichtdiskriminierung“ (Behindertenbeauftragte 2014), formuliert.

Die Besonderheit dieser zahlenmäßig kleinen Zielgruppe ist, dass der körperliche Verschleiß, gesellschaftlich wahrgenommen als Alterserscheinungen, aufgrund von Über- und Fehlbelastungen wiederholt früher einsetzt, was in seinen Auswirkungen zu Problemen bezüglich Gesundheit, ökonomischer Absicherung und Mobilität führt (Behrisch und Prinz 2014; Shakespeare et al. 2007). Bisher existente Kompensationsarrangements, wie das Klettern, um an höher gelegene Gegenstände zu gelangen, zur Anpassung an eine Umwelt, die auf einen Normkörper ausgerichtet ist, können durch veränderte Bedürfnislagen im Alter von Menschen mit Kleinwuchs nicht in Anspruch genommen werden. Dies birgt die Gefahr von Exklusion und Einschränkungen der Selbstbestimmtheit und stellt folglich veränderte Anforderungen an die Teilhabe in der Gesellschaft. Die Verbindung der Perspektiven „Alter und Behinderung“ ist nicht nur durch den demographischen Wandel, sondern auch im Hinblick auf die 2009 in Deutschland in Kraft getretene UN-Behindertenrechtskonvention relevant.

2.3 Partizipation von Expertinnen und Experten in eigener Sache in Forschungsprojekten: Methodologie

Partizipative Ansätze entstanden bereits in den 70er-Jahren im deutschsprachigen Raum im Rahmen der Aktionsforschung. Diese verstand sich als kritische Antwort auf die „vorherrschenden empirisch-analytischen und quantitativ naturwissenschaftlich orientierten Methoden“ (Moser 1995, zit. nach Flieger 2003, S. 1). Bereits dort ist die Verbindung von Theorie und Praxis durch eine aktive Mitgestaltung von Expertinnen und Experten in eigener Sache mit ihren Erfahrungswerten und Belangen eine leitende Idee, was zur Subjektivierung und Abkehr von der Wahrnehmung dieser als „Forschungsobjekte“ führte (Flieger 2003, S. 1–2). Nachdem die Aktionsforschung weitestgehend aus dem wissenschaftlichen Diskurs verschwand, setzten sich partizipative Ansätze in der Praxisforschung weiter, welche im Gegensatz zur Aktionsforschung dezidiert den „praktischen Nutzen der Forschung“ fokussiert (von Unger 2014, S. 23).

In der Tradition dieser beiden Ansätze findet sich die partizipative Forschung wieder und rückt „mit dem Begriff der Partizipation das Element der Beteiligung/Teilhabe (...) stärker in den Mittelpunkt“ (von Unger 2014, S. 3). Das partizipative Moment ist ein sich „sukzessive über die Begegnung, Interaktion und Verständigung von zwei Handlungssphären“ (Bergold

und Thomas 2012, S. 2) konstruierender Bestandteil der Forschung, zwischen Forschenden und Co-Forschenden. Die gleichberechtigte Beteiligung an Forschungsprozessen manifestiert sich dabei als das erste „Basiselement“ dieser Methodologie, überdies übernehmen Befähigungs- und Ermächtigungsprozesse eine essenzielle Funktion. So bezeichnet Hella von Unger Empowerment als ein „entscheidendes Puzzlestück“ der partizipativen Forschung (von Unger 2014, S. 35). Gemeinsame Forschung als Technik des gegenseitigen Lernens, der „Kompetenzentwicklung und (Selbst-)Ermächtigung“ zu begreifen, unterstützt Empowerment-Prozesse im Sinne der „Kontrolle“ über das eigene Leben (Rappaport 1981, zit. nach von Unger 2014, S. 45). Schließlich erfolgt durch das Prinzip der „doppelten Zielsetzung“ das Verstehen und die Veränderung der sozialen Wirklichkeit unter aktivem Einbezug der Co-Forschenden (von Unger 2014, S. 47).

An dieser Stelle möchte ich auch auf das Stufenmodell der Partizipation verweisen (Wright et al. 2010, zit. in von Unger 2014, S. 40), welches für die „Gestaltung und Reflexion von Beteiligungsprozessen in Projekten der Gesundheitsförderung“ entwickelt wurde (von Unger 2014, S. 39). Das Stufenmodell verdeutlicht in neun Stufen, dass Partizipation erst dort beginnt, wo Co-Forschende Entscheidungsmacht erhalten (von Unger 2014, S. 40). Auf den Vorstufen „Information, Anhörung und Einbeziehung“ von Co-Forschenden aufbauend werden aber erst „Mitbestimmung, teilweise Entscheidungskompetenz und Entscheidungsmacht“ als Partizipation bezeichnet (von Unger 2014, S. 40).

Da Partizipation ein Begriff aus der Demokratietheorie ist, ist es zielbewusst, sich über Machtverhältnisse und Struktur bewusst zu werden und zu überprüfen, wo diese Partizipation determinieren (Bergold und Thomas 2010, S. 336). Konkret bedeutet dies zu schauen, welche Ressourcen und Zugänge den Beteiligten unter den jeweiligen Verhältnissen zur Verfügung stehen, um gleichberechtigt mitarbeiten zu können.

2.4 Partizipative Prozesse: ein Erfahrungsbericht

Das partizipative Moment ist dynamisch, es konstruiert sich in Interaktions- und Aushandlungsprozessen. Die Herausforderung des Wissenschaftlers und der Wissenschaftlerinnen ist es, sich persistent zu reflektieren, um Partizipationsmöglichkeiten für alle Beteiligten zu schaffen. „Partizipation“ bedeutet „gleichberechtigte Mitarbeit und Mitbestimmung von Menschen mit Kleinwuchs als kollaborativ Forschende“.

■ Wunsch nach wissenschaftlicher Klärung von Expertinnen und Experten in eigener Sache

Die Idee, sich den Themen „Alter und Kleinwuchs“ zu widmen, entstand auf Seiten der Selbsthilfe. Der Bundesselbsthilfeverband Kleinwüchsiger Menschen e. V. (VKM) stellte fest, dass Mitglieder an Veranstaltungen aufgrund von gesundheitlichen Einschränkungen des Alters vermehrt nicht mehr teilnehmen können. Die Beobachtung veränderter Problemlagen und eingeschränkter Teilhabe der Verbandsmitglieder wurde mit dem Wunsch nach wissenschaftlicher Klärung im partizipativen Sinn vom VKM benannt. Als zentrales Moment stand demgemäß das Eigeninteresse und die gewünschte aktive Rolle des VKM in der Forschung im Raum. Dies wurde im Rahmen des Projekts „Alt werden mit Kleinwuchs. Anforderungen an Präventionsmaßnahmen“ ausgehandelt. Auf diesem Praxisinteresse aufbauend konnte ich zunächst die Thematik „Behinderung“ in meiner Master-Arbeit mit der Perspektive Kleinwuchs spezifizieren und gleichzeitig das Praxisprojekt um eine Theorie der Alternsforschung sowie die Herangehensweise durch das Konzept der Lebenswelt erweitern.

■ Erste lebensweltliche Einblicke durch die Arbeit im Team

Da es in der partizipativen Forschung um Kommunikation mit Co-Forschenden über deren „Lebenspraxis, Explikation und Systematisierung des praktischen Wissens“ geht und der „Erkenntnisprozess“ über Kommunikation gesteuert wird (Bergold und Thomas 2010, S. 335–336), erhält das gegenseitige Kennenlernen in meinen Augen eine besondere Bedeutung. Durch die Arbeit mit den Verbandsmitgliedern eröffneten sich mir erste Einblicke in die Lebenswelten von Menschen mit Kleinwuchs, lange bevor die eigentliche Datenerhebung begann. Zudem bemerkte ich, wie ich mich selbst hinsichtlich der Bedürfnislagen meiner Co-Forschenden sensibilisierte. Dies wirkte sich zielführend auf die Erarbeitung des theoretischen Hintergrundes meiner Master-Arbeit aus, da ich fokussierter im Umgang mit theoretischem Wissen war.

Als essenzielles Instrument dieses Prozesses stellte sich das gegenseitige Fragenstellen heraus. Dies etablierte sich zu einem wichtigen Bestandteil der gemeinsam geschaffenen Kommunikations- und in diesem Sinne auch Partizipationskultur. Durch den Abbau von Ängsten und Bedenken wuchs aus Forschenden und Co-Forschenden ein Team, als dessen Mitglied ich mich begriff. So empfand ich es auch als meine Aufgabe, mich selbst in diesem Zusammenhang zu reflektieren. Das war ein ungewohntes Unterfangen, so war ich es gewohnt, die meisten Hausarbeiten und auch meine Bachelor-Arbeit allein zu erarbeiten.

■ Aushandlungsprozesse

Die gegenseitige Wertschätzung von Praxis und Wissenschaft sowie eine Atmosphäre der Meinungsvielfalt sollten laut Jarg Bergold und Stefan Thomas (2012, S. 4) die Kommunikationskultur bestimmen, damit sich ein „geschützter Raum“ entwickeln kann, welcher den Erkenntnisprozess positiv beeinflusst. Vor allem in den Anfängen des Projekts war es wichtig, Details hinsichtlich des Forschungskonzepts auszuhandeln. Ich benutze bewusst das Wort „aushandeln“, da im Sinne der „Perspektivenverschränkung“ und des *multi-voicing* alle mitreden und mitentscheiden konnten (Bergold und Thomas 2010, S. 338). Es wurden Erwartungen und Zielvorstellungen der Teammitglieder diskutiert und der Blick darauf gerichtet, was leistbar ist. An dieser Stelle konnte ich mich auch mit dem Interesse meiner Master-Arbeit genauer positionieren, indem ich angesprochene Schwerpunktthemen aufgriff und eigene Ideen in die Diskussion einbrachte.

Neben unterschiedlichen Professionalisierungsgraden von Ehrenamt und Wissenschaft waren vor allem grundlegend unterschiedliche, insbesondere zeitliche Ressourcen festzustellen. Die Vertreterinnen des VKM hatten besonders zu Beginn große Sorgen im Bezug auf den zeitlichen Aufwand. Diese Bedenken wurden zerstreut, indem die Intensität der Partizipation von den Co-Forschenden selbst gewählt wurde. Letztendlich ist jedoch festzustellen, dass eine regelmäßige Kommunikation nicht nur das Gefühl aller, gleichermaßen am Projekt beteiligt zu sein, stärkt, sondern auch wichtig ist, um sich auf seine Teammitglieder verlassen zu können.

■ Eine Melange aus Wissenschafts- und Praxisinteresse: Methodik

Da es sich bei der partizipativen Forschung um einen Forschungsstil handelt, können die Methoden frei gewählt werden, jedoch ist darauf zu achten, dass die Auswahlkriterien „Erkenntnisinteresse und Fragestellung“ um das der Nutzbarkeit für die Co-Forschenden ergänzt werden müssen (Bergold und Thomas 2010, S. 338). An dieser Stelle ist eine „Vermittlung von analytischen Kompetenzen und theoretischen Konzepten, damit alle Beteiligten auf gleicher Augenhöhe mitreden können“ (Bergold und Thomas 2010, S. 338), unabdingbar.

Von allen Mitgliedern des Teams wurden Themen formuliert, woraus kollektiv die Hauptfragestellung des Projekts konkretisiert wurde. Da wir uns für die Erhebungsmethode des

2 problemzentrierten Interviews (Witzel 2000) entschieden, wurde vom Forscherinnenteam ein Interviewleitfaden mit neun Themenkomplexen formuliert. Die Themen meiner Master-Arbeit finden sich vor allem in den letzten drei Fragenkomplexen über Ansichten über Altern und Alter, Selbstständigkeit und Alter/Exklusionsrisiko Gesundheit und Alter und Zukunft wieder. Wobei ich die gesamten Interviews gewinnbringend in die Analyse einbeziehen konnte.

Wissenschaft und Praxis konnten mit dem Interviewleitfaden gleichermaßen bedient werden, so ist dieser als eine „Melange“ aus Fragestellungen von Expertinnen und Experten in eigener Sache, welche sich Antworten auf essenzielle Fragen erhofften, aber auch wissenschaftlichen Fragestellungen zu bisher wenig erforschten und ungeklärten Forschungsinteressen, zu verstehen. Der intensiven Diskussion der Fragen mit den Co-Forschenden ist es zu verdanken, dass der Pre-Test des Interviewleitfadens sehr gut verlief. Dadurch konnten auch im Voraus Bedenken der Forscherinnen hinsichtlich einzelner Formulierungen von Fragen, wie zum Beispiel ob einige Fragen nicht zu intim gestellt sind oder ob die Befragten überhaupt über mögliche Diskriminierungserfahrungen sprechen wollen, aus dem Weg geräumt werden.

In den Interviews gelang es mir, eine intime und vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, in welcher offen gesprochen werden konnte, obwohl ich selbst nicht zur Gruppe der Betroffenen gehöre. Dies widerlegte eine anfangs bestehende Befürchtung.

2.5 Anonymisierung und Datenschutz: Forschungsethik

Der Wahrung der Persönlichkeitsrechte kam in diesem partizipativen Prozess eine besondere und herausfordernde Bedeutung zu. Die Anonymität jedes Einzelnen sollte gewahrt bleiben, was in Anbetracht dessen, dass es sich beim VKM um eine gut vernetzte soziale Gruppe handelt, in der sich die Mitglieder mit ihren Lebensgeschichten untereinander gut kennen, nicht einfach gestaltete.

Das gemeinsam verfasste Anschreiben wurde von den Co-Forschenden an die Verbandsmitglieder geschickt, daraus entstand ein Pool an potenziellen Befragten, aus dem ich ohne Wissen der Co-Forschenden auswählen konnte. Dies stellte sich als ein schneller und gesicherter Weg, inklusive einer Art „Vertrauensvorschuss“ gegenüber mir, heraus. Durch das Aufklärungsgespräch, welches jedem Interview voranging, wurde den Befragten erklärt, dass ihnen auch durch negative Aussagen keine Schädigung oder Nachteile entstünden, da ihre Anonymität gewahrt bleibe, generell aber auch darauf geachtet werde, dass es zu keinen Nachteilen für die soziale Gruppe komme, der sie angehören („Prinzip der Nicht-Schädigung“, vgl. Hopf 2009, S. 594).

Bereits vorab wurden die Vertraulichkeitszusagen den Befragten gegenüber, die Transkriptionen der Interviews nicht gemeinsam mit den Co-Forschenden zu bearbeiten, mit jenen abgestimmt, da auch diese mit den Befragten bekannt sind. Daher wurde im Projekt und auch in meiner Master-Arbeit auf Einzelfalldarstellungen verzichtet. Auf einer allgemeinverständlichen sprachlichen Ebene wurde das durch die Grounded Theory erstellte Codesystem des Projekts aber kollektiv diskutiert. Diese Diskussion bestärkte durch die Anerkennung der Co-Forschenden auch den Kodierprozess der Master-Arbeit.

2.6 Wissenschaftliche Ergebnisse in die Praxis zurücktragen

Wissenschaftliche Informationen so aufzubereiten, dass sie für alle verständlich sind, war für mich eine unerwartete Herausforderung. Auch beim Verfassen meiner Master-Arbeit achtete ich darauf, schließlich hatte ich versprochen, diese sowohl Co-Forschenden als auch Befragten

zukommen zu lassen. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts konnten neben einer Publikation (Behrisch und Prinz 2014) auch in Form eines Vortrages, den ich am Bundeskongress des VKM hielt, an die Mitglieder des Verbandes kommuniziert werden. Die Inhalte sowie theoretischen Überlegungen meiner Master-Arbeit konnte ich ebenfalls in Form eines Workshops auf dem Bundeskongress, den ich leitete, zurück an Menschen mit Kleinwuchs geben. Hier hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, sich mit dem Thema Alter(n) und dem Erhalt der Selbstbestimmung, meiner Schlüsselkategorie im Auswertungsprozess mit der Grounded Theory, auseinanderzusetzen. Mich motivierte es zu bemerken, welche Bedeutung eine wissenschaftliche Arbeit für einen Selbsthilfeverband hat. Dabei steht neben einer bedürfnisorientierten Ausrichtung der Verbandsarbeit auch das Begreifen der Forschungsergebnisse als ein Instrument, um andere Menschen auf Belange von Menschen mit Kleinwuchs aufmerksam zu machen.

2.7 Fazit: „Nichts über uns ohne uns“

Ich sehe das Projekt sowie auch meine Master-Arbeit als ein Endprodukt, „in dem Praxiswissen und Theoriewissen in ein produktives Austauschverhältnis zueinander geraten“ (Bergold und Thomas 2010, S. 336) sind. Die partizipative Forschung war für mich eine Chance, die eigene Qualifikationsarbeit mit einer neuen innovativen Methodologie zu gestalten. Dieser Ansatz ermöglichte durch die Zusammenarbeit mit Befragten und Co-Forschenden sehr intime Einblicke in Lebenswelten kleinwüchsiger Menschen. Außerdem war es sehr hilfreich, durch die Co-Forschenden unmittelbar Betroffene als Ansprechpersonen, ergänzend zu der wissenschaftlichen Betreuung durch Professorinnen und Professoren, zu haben. Die Angliederung an eine außeruniversitäre Einrichtung ermöglichte mir erst die Arbeit mit dieser Methodologie. Auch die Formulierung konkreter Ziele und das Zurücktragen der Ergebnisse in die Praxis empfand ich sehr motivierend. Dort konnte ich aber auch erleben, dass ein partizipativ ausgerichteter Arbeitsprozess hohe Anforderungen an Kommunikationsbereitschaft, Zeitmanagement und den Willen zu ständiger Reflexionsbereitschaft stellt. Die Arbeit mit partizipativer Forschung sehe ich trotzdem als einen innovativen Ansatz, der es ermöglicht, die subjektiven Sichtweisen der Befragten wesentlich schneller umfangreich betrachten zu können. Zudem war die partizipative Zusammenarbeit ein Lernprozess und ich denke, dies gilt für alle Beteiligten.

Literatur

- Amrhein, L., & Backes, G. M. (2008). Alter(n) und Identitätsentwicklung: Formen des Umgangs mit dem eigenen Älterwerden. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 41, 382–393.
- Behindertenbeauftragte (2014). *Die UN-Konvention*. http://www.behindertenbeauftragte.de/DE/Koordinierungsstelle/UNKonvention/UNKonvention_node.html. Zugriffen: 30.03.2015
- Behrisch, B. & Prinz, A. (2014). *Älter werden mit Kleinwuchs. Anforderungen an Präventionsmaßnahmen, Projektbericht*. Verfügbar über den Bundesselbsthilfeverband Kleinwüchsiger Menschen e. V.
- Bergold, J., & Thomas, S. (2010). Partizipative Forschung. In G. Mey, & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 333–344). Wiesbaden: Springer.
- Bergold, J., & Thomas, S. (2012). Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung, *Forum Qualitative Sozialforschung*. *Forum Qualitativ Social Research*, 13, 1.. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332>. Zugriffen: 14.03.2015
- Bundesverband Kleinwüchsige Menschen und ihre Familien e. V. (2012). *Mein Leben mit Kleinwuchs. Erstinformationen zum Thema Kleinwuchs*. Bremen.

- Flick, U., von Kardorff, E., & Steinke, I. (2009). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 13–29). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flieger, P. (2003). Partizipative Forschungsmethoden und ihre konkrete Umsetzung. In G. Hermes, & S. Köbsell (Hrsg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu Denken. Dokumentation der Sommeruni* (S. 200–204). Kassel: bifos.
- Hopf, C. (2009). Forschungsethik und qualitative Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 589–600). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Karl, F. (1999). Gerontologie und Soziale Gerontologie in Deutschland. In B. Jansen (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis* (S. 20–46). Weinheim: Beltz.
- Kraus, B. (2011). Soziale Arbeit – Macht – Hilfe und Kontrolle. Die Entwicklung und Anwendung eines systemisch-konstruktivistischen Machtmodells. In B. Kraus, & W. Krieger (Hrsg.), *Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung* (S. 95–118). Lage: Jacobs.
- Saake, I. (2006). *Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Altersforschung*. Wiesbaden: Springer.
- Shakespeare, T., Wright, T., & Thompson, S. (2007). A Small Matter of Equality. Living with Restricted Growth. <http://www.restrictedgrowth.co.uk/resources/A+Small+Matter+of+Equality.pdf>.
- Tesch-Römer, C., & Wurm, S. (2009). Wer sind die Alten? Theoretische Positionen zum Alter und Altern. In K. Böhm, C. Tesch-Römer, & T. Ziese (Hrsg.), *Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Gesundheit und Krankheit im Alter* (S. 7–30). Berlin: Robert-Koch-Institut.
- von Unger, H. (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>. Zugriffen: 15.03.2015

Qualitative Methoden in der Sozialforschung
Forschungsbeispiele von Studierenden für Studierende
Wintzer, J. (Hrsg.)
2016, XVI, 297 S. 37 Abb. in Farbe., Softcover
ISBN: 978-3-662-47495-2